

Literatur des Auslandes.

N^o 75.

Berlin, Freitag den 22. Juni

1838.

Italien.

Buchhandel und Verlagsrechte in Italien.

Zweiter Artikel.*)

Bei den in unserem ersten Artikel (Nr. 69 des Magazins) von uns dargelegten Uebelständen wird es gewiß nicht wenig Wunder nehmen, daß gerade in Neapel sich Stimmen erhoben zu Unterstützung derer, welche meinen, es sey besser, den Schriftstellern und Verlegern weder ein Sortiments-Privilegium, noch Eigenthumsrecht zuzugestehen. „Handelsfreiheit! (so rufen die Einen). Das beste Gesetz ist dasjenige, welches gar kein Gesetz auflegt; wie in allem Andern, so auch im Buchhandel nur keinen Zwang, und er wird gedeihen!“ — „Aufklärung! (lassen die Andern sich vernehmen). Also nichts von Privilegien, noch Gränz-Zoll. Kaum ist ein gutes Buch ins Publikum gekommen, so soll es auch schon hundertfach vervielfältigt seyn.“ — „Wohlfahrt! (ist ein drittes Feldgeschrei). Denn bewilligt man dem Autor ein Privilegium, so giebt man ihm ja die Macht, den Preis seines Buches unerschwinglich hoch zu halten und somit das Publikum geradezu zu betrügen!“

Freiheit! Licht! Billigkeit! O, der süßtonenden Klänge voll schmeichlerisch lockender Lieblichkeit — aber auch nur zu oft mißverstanden von den Unklugen, oder mißbraucht von den Allzu-Klugen! Wahrlich, keine Kunst ist geschickter, ein Wort in Verberuf zu bringen, als die Veränderung des ihm untergelegten Begriffs — kein Trugschluss täuschender, als die Bemantelung kläglichlicher Thatfachen mittelst ehrenfest klingender Namen!

Zuerst also: Handelsfreiheit! Nun will ich hier zwar keinesweges die alte Frage wieder aufs Tapet bringen: ob die den Erfindern irgend eines nützlichen Dinges verliehenen Privilegien überhaupt erprießlich — sondern gebe nur das zu bedenken, daß sie gerade bei den am weitesten vorgeschrittenen Völkern am meisten Sitte geworden; daß auch England, wo jede Art von Betriebsamkeit doch wohl zum höchsten Gipfel gediehen, dem Erfinder seine Entdeckung noch immer durch Privilegien schützt. Auch will ich nicht etwa behaupten, daß Watt, Fulton und Richard Carnwright die Dampfböde, die Wunderwerke Birmingham und die Baumwollspinn-Maschinen gar nicht erfunden haben würden, wenn sie die Aussicht, mittelst privilegirter Fabriken davon Nutzen zu ziehen, nicht vor sich gehabt hätten — doch bin und bleibe ich der Meinung, daß es einer Gesellschaft zur Ehre gereichen muß, den Urheber einer nützlichen Erfindung zu belohnen, und zwar in der schicklichsten Weise, d. h. vermöge Sicherstellung des unverkäuerten Genusses der Früchte seines Fleißes. In unserem Falle indes nimmt die Frage eine andere Beschaffenheit an; hier handelt es sich nicht mehr um etwas Materielles, sondern um geistiges Verdienst — nicht darum, ob Hans oder Kunz ein Buch verkaufen dürfe, sondern darum, ob der Verfasser desselben ein Eigenthumsrecht daran habe. Möge man doch immerhin glauben, daß Jeder, der den Zucker eben so zu raffinieren versteht, wie derjenige, welcher seine Bereitung zuerst bei uns eingeführt, auch das Recht habe, zu raffinieren — in der Bücher-Manufaktur kommt ein anderes, ein absolut unberechenbares Element in Betracht: das Verdienst der Arbeit nämlich, an welches ein bloßer Buchhändler oder Verleger niemals auch nur ein Titeltchen von Anrecht haben kann. Sonst würde ja die Freiheit, nach der man so stürmisch verlangt, mit gleichem Rechte z. B. auch in Bezug auf das Münz-Regal gefordert werden können, sobald es Diesem oder Jenem gelungen, den Stempel und die übrigen Requisiten der Münze genau und vollständig nachzubilden — oder auch in Bezug auf Wechsel und Banknoten, sobald Jemand die Zeichnung getreu nachzumachen verstände.

Immerhin verweigert das Privilegium einem Jacquard, der das wunderbare Problem, die gesponnenen Fäden der Kette zusammenzuknüpfen, löste und die Webestühle erfand, denen Lyon seine Reichthümer zu danken hat; immerhin läßt ihn im Elende darben — was thut's? Vernachlässigung und bittere Armut waren ja von jeher die unbestrittenen Intestat-Erbtheile der besten Köpfe. Aber, zum Henker! wenn Du Dir Deinen Webstuhl selber zusammengesetzt hast und, ohne von dessen Bau nur das Geringste zu begreifen, ein Anderer ihn benutzt, um dieselben

Gewebe zu fertigen und viel billiger zu verkaufen, indem er weder die Mühe der Erfindung, noch die Kosten der Herstellung des Webstuhls gehabt — wirst Du den einen Gaudieb nennen, oder nicht, he? Nun, bei meinen Büchern ist mein Kopf mein Webstuhl. Und ist das Freiheit, wenn ein Anderer die Erzeugnisse dieses meines Webstuhles zu seinem Nutzen verwenden darf, ohne auch nur die entferntesten verdienten Ansprüche darauf zu haben?

Noch ein Beispiel: Du bestellst Dein Feld und baust auf demselben Hirse. Ich aber bilde mir ein, das Publikum werde besser daran seyn, wenn Dein Feld mit Weizen angejäet würde. Gedacht, gethan: ich wirthschafte nach meinem Sinne; denn dies, meine ich, gestattet unsere Freiheit, fordert unser Gemeinwohl. Ein allertliebtes Raisonnement, nicht wahr? Oder wäre es ein besseres, wenn Jemand zu Dir sagte: Du hast mir den Weizen von Deinem Acker verkauft; mithin hast Du mir auch das Recht, den letzteren zu besäen und mir anzueignen, verkauft —? Worin endlich — das sage man mir doch gefälligst — worin würde dergleichen nun von dem Sage: Du hast die Exemplare Deines Werkes an das Publikum verkauft; mithin hat das Publikum auch das Recht, so viele neue dergleichen anzufertigen, als es eben will — sich unterscheiden? Nein, die Freiheit ist ja nicht an sich wünschenswerth, sondern immer nur, sofern sie die Wege zum Guten bahnt und ebnet; denn gewiß wird doch Niemand behaupten, daß man im Namen der Freiheit ein Recht zu beliebigem Raub oder Morde haben könne.

Ich aber sage: Jene angebliche Freiheit hinsichtlich des Bücher-Abdrucks schadet nicht nur den Autoren, sondern eben sowohl auch dem Publikum, und hemmt den Vertrieb, anstatt ihn zu fördern. In Betreff des Autors haben wir es bereits dargethan und bedürfte es daher eigentlich wohl keiner weiteren Erörterungen; denn, will man nun einmal des Schriftstellers Geistesgaben durchaus für nichts gelten lassen, für nichts seine mühseligen Studien bis in die Nacht hinein, für nichts seine herben Kämpfe mit sich selber und mit Andern, für nichts die Bitterkeiten, womit der Pöbel das Leben dessen vergällt, der es gewagt, weder faul noch rucklos zu seyn — so hat der Autor ja doch auch alle die Kosten bestreiten müssen, die das Studium zur Vorbereitung für sein Werk verlangt, also Geld, hört Ihr's, Ihr Gewinnsüchtigen und Ihr splitterrichtenden Kleinigkeitsträger! ein baares Kapital hat er dazu anlegen müssen, und um dieses sammt seinen Zinsen wollt Ihr ihn bringen? Wie oft ist nicht der Ankauf der theuersten Werke unumgänglich nothwendig zur Vollendung einer neuen Arbeit; und auch die selbstständigen Erfindungen aus eigener Einbildungskraft können nur selten dergleichen Hilfsmittel gänzlich entzihen, wenn sie selber einigen Werth in Anspruch nehmen wollen. Ein Werk sollte z. B. mit Original-Zeichnungen ausgestattet werden; der Herausgeber schickte deshalb, wie Litta, die Künstler durch ganz Italien, oder, wie der König von Sardinien, durch ganz Europa, oder, wie der Großherzog von Toskana, bis nach Aegypten. Kaum aber ist das Werk erschienen, so hat der Erste der Beste nichts eiliger zu thun, als Blatt für Blatt kopiren und dann es für den vierten Theil der vom Urheber daran gewendeten Auslagen in aller Welt ausbieten zu lassen. „Nun, so hat es das Publikum aber doch billiger.“ Soll diese Spitzbüberei also etwa Förderung des Handels heißen?

Gesetzt, ein Lord Valentia zeichnet auf seinen Reisen durch Indien die dortigen staunenswerthen Denkmale und verwendet darauf die erforderlichen Summen mit Vergnügen, indem er berechnen kann, daß, wenn er nach seiner Rückkehr die Sachen zu Hause abdrucken und verkaufen läßt, die ersten tausend Exemplare ihm Alles wieder einbringen müssen. Nun geht auch ein Italiäner dorthin. Dieser möchte es wohl gern eben so machen, bedenkt aber noch zu rechter Zeit, daß, sobald das erste Exemplar seines Werks erschienen, die ganze Ausgabe sofort auch nachgedruckt und somit nicht nur seine Mühe und Arbeit umsonst verwendet, sondern auch für sein an Druckkosten ausgegebenes Geld nur Aerger zu ärndien seyn würde; ergo läßt er die Sache lieber ganz, und das Italiänische Publikum hat ein Prachtwerk weniger. Für welchen Preis dasselbe von England her ihm zu Gebote stehen wird, läßt schon nach dem Frühergesagten mit ziemlicher Genauigkeit sich ermessen.

Ferner: Mascagni fährt seine prachtvollen anatomischen Tafeln für sein gutes Geld aus; mitten in der Arbeit indes ruft

*) Von Cesare Cantù.

ihn der Tod ab. Mit welchem Rechte soll nun gerade dieses Werk allein nicht mit dem übrigen Nachlasse an die Erben übergehen? Warum soll es diesen verloren gehen, denen ja doch das auf dasselbe verwendete Kapital, eventualiter der aus der Vollendung desselben gelöste Gewinn, nach dem Ableben des Autors unbestritten zugefallen wäre?

Weiter: Der Autor wünscht gewöhnlich, daß sein Werk in schöner oder doch angemessener schicklicher Ausstattung erscheine; die Original-Ausgaben sind daher meist besser in Papier, Druck und Korrektheit, also auch verhältnismäßig theurer, als die Waare der Nachdrucker, denen doch ein Druck vorliegt, anstatt einer Handschrift, deren Arbeit demnach viel leichter und schneller von Statten gehen kann, und die dennoch schlechtere Ausgaben liefern. Daher der Verfall der Buchdruckerkunst, deren Grund-Uebel im Vaterlande der Aldi und Bodoni eben der Drucker Streben: lieber billig, als, wie billig, zu arbeiten.

Desgleichen: Es wären da zwei Verleger, von welchen der eine den Autoren ihre neuen Werke honorirt und so für des Publikums Nutzen und Vergnügen arbeitete, der andere hingegen nur immer auf der Lauer läge, um, was noch feucht so eben von des Ersteren Presse gekommen, mit Hilfe seiner Spione und des bestochenen Faktors, die ihm immer einen Hogen nach dem anderen zuspeditiren, sogleich nachzudrucken. Müßte dann nicht jener über kurz oder lang nothwendig zu Grunde gehen, während dieser spielendleicht die besten Geschäfte machte? Und würde dann aber nicht der Erstere, ehe er es zum Neukerfen kommen ließe, natürlich seine Unternehmungen einstellen und mithin das Publikum seines Vortheils wie seines Vergnügens verlustig gehen? Oder angenommen, der gute Mann wäre Einer von denjenigen, welche, selbst trotz eigenen Schadens, durchaus etwas Gutes zu Stande bringen wollen. Wenn er weder seine Aufträge, noch seine Unternehmungen, noch seine guten Honorar-Zahlungen einstellen — wie würde er sich zu helfen suchen? Er würde zuvörderst Sorge tragen, daß seine Ausgabe nur ja nicht allzu sehr gefalle, nur ja nicht allzu sehr bekannt werde; denn so kann er doch einigermaßen hoffen, zu löschen, ehe die Kaper ihn etwa auf eine Sandbank trieben. Er wird also den Absatz nach außerhalb selber verzögern und hemmen. — Heißt das nun wohl: das Publikum gut bedienen? Nein, dem Verdienste seine Kronen! — Da stirbt z. B. Vincenzo Monti und hinterläßt die poetischen Früchte von langen Studien. Man beschließt, sie zu drucken; man fängt damit wirklich an. Aber da steht auch schon ein Hans Fingerrich am Probengel, um sie flugs und fröhlich nachzudrucken. Die Besitzer der Handschriften sehen also von ihrem Unternehmen ab, und das wissensdürstige Publikum hat das trockene Nachsehen. — Da möchte man auch gern Barbieri's Predigten herausgeben und sinnt nun schon seit mehr als einem Jahre bloß darüber nach, wie wohl dem Nachdrucke zuvorzukommen seyn möchte. So herb sind die Früchte unserer gepriesenen Freiheit!

Eben so sehen wir, wenn wir auf die buchhändlerischen Umsätze näher eingehen, daß auch hier jene sogenannte Freiheit sehr nachtheilig ist, insofern nämlich die Seele des Italiänischen Buchhandels das Tauschgeschäft ist und z. B. ein Buchhändler in Florenz, sobald er erfährt, daß man in Mailand ein Werk von bedeutendem Werthe herausgibt, schleunigst auch ein solches unter seine Pressen bringt, demnächst über den Austausch mit seinem Kollegen einig und das Publikum mit zwei schönen Werken zu gleicher Zeit bereichert wird. Ist aber im Gegentheil das Eigenthum nicht gesichert, so beschränkt sich der Florentiner einzig darauf, ein Exemplar des belobten Werkes zu erwarten, um dieses sofort nachzudrucken; und das Publikum seinerseits muß sich nun für dieses Mal eben mit einem Werk begnügen. Zudem wird, wenn man erst in Mailand weiß, daß das Werk nach Florenz nur zu kommen braucht, um dort nachgedruckt zu werden, das Werk von Mailand nach Florenz nicht sobald gesandt werden und die Benutzung des Buches dadurch natürlich sehr verspätet und verkümmert. Und liefert nicht für den Verfall des ganzen Bücherwesens, wie wir ihn geschildert haben, das Königreich beider Sicilien ein recht lebendiges, schlagendes Beispiel? Forscht und fragt nur einmal, nach wie viel Zeit die besseren Italiänischen und die ausländischen Sachen dort ankommen; seht nur einmal, wie die Neapolitanischen Zeitschriften und Bücher dort als nagelneue Artikel solche Sachen zu Markte bringen, die überall schon seit Jahren abgethan und verbraucht sind.

Ein Schriftsteller oder erster Verleger rechnet, daß er von seinem Buche durch ganz Italien 4000 Exemplare absetzen kann; 6 Francs kommen dabei auf die Kosten, und hat er auch auf jedes Exemplar nur einen Lire Profit, so kann er doch zufrieden seyn. Rechnet er aber bloß auf die Lombardei, so darf er nur 300 Exemplare drucken, und dabei werden sich die Kosten auf oder wohl gar noch über 8 Francs belaufen; will er also nun auch 4000 Lire gewinnen, so wird eben jeder Band um 4 Lire theurer werden müssen. Da habt Ihr die belobten Verhältnisse bei Curer beliebten Freiheit, die glänzende Verbreitung von Kenntnissen, den überschwänglichen Vortheil für das Publikum!

A f r i k a.

Roscoe's Reise von Tanger nach Marokko.

(Fortsetzung.)

Wir erreichten Ramora noch ziemlich früh und wurden diesmal nicht von einem Mauren, sondern von einem Juden auf-

genommen. Die Stadt liegt sehr angenehm auf einer Höhe an der Mündung des Flusses Saboi oder Sebu, der nach einem Lauf von mehr als zweihundert Englischen Meilen hier ins Atlantische Meer fällt. Ein Angler würde an den Ufern dieses Flusses viel Arbeit finden, denn er ist reich an Forellen; damit diese jedoch nicht zu sehr überhandnehmen, hat ihnen die weise Natur den gefräßigen Hecht zugesellt. Diejem Raubfisch schien unser Jude den Krieg erklärt zu haben: er setzte uns eine große Schüssel mit Hechten vor, so daß wir an diesem Abend wohl den Tod von tausend Forellen rächten.

Nach solchen Heldenthaten erhoben wir uns wie gewöhnlich am nächsten Morgen in aller Frühe, verließen Ramora und durchzogen eine sehr schöne Gegend nach Sale hin, welches durch Robinson Crusoe berühmt geworden ist. Die früheren Reisenden begnügten sich damit, zu sagen, die Gegend sey entzückend; ich will jedoch bestimmter seyn und anführen, worin dies besteht. An diesem Theile der Küste stürzen sich eine Menge Klüfte vom Gebirge herab dem Meere zu; auf ihrem Wege verlassen sie ihre Ufer und überschwemmen das Land, welches dadurch befeuchtet wird. Dergleichen Klüfte sind die Feliste, der Bu Regreb, der Bu Nasr u. s. w. Andere Klüfte von geringerer Bedeutung haben ihr Wasser nach einer Vertiefung links von der Straße geführt und dadurch einen großen See gebildet, der den Namen Batt trägt. Dieser ganze See gleicht seinem Ansehen und Charakter nach dem See Menzaleh in Unter-Aegypten, nur mit dem Unterschiede, daß seine Ufer, anstatt mit Rohr, zum Theil mit Wald bedeckt sind. Während der Regenzeit übertritt der See die Ufer und setzt sich mit dem Sebu in Verbindung; sonst aber verhindert die starke Verdunstung sein Uebertreten. Wenn diese Feuchtigkeit der animalischen Welt eben nicht allzu günstig ist, so ist sie es doch der vegetabilischen um so mehr. Wälder von der größten Schönheit, malerische Seen, beblümete Wiesen, klare Klüfte und Bäche, große Züge von wildem Geflügel, Zelte, Heerden und Hirten zeigen sich alle auf einen Blick und erwecken dem Vorüberziehenden eine freudige Stimmung.

Von hier aus gelangten wir durch ein Thal in eine flache, sandige, aber gut bewässerte Gegend, wo wir Wasser, Melonen in großer Menge vorfanden. So blieb nun die Gegend bis Sale, in dessen Nähe sich viele Spuren von Mauerwerk und große Reservoirs von rothem Sandstein zeigten. Eine andere Werkwürdigkeit sahen wir, als wir uns der Stadt mehr näherten, nämlich eine Wasserleitung, in einer Zeit erbaut, wo in Marokko noch die Künste kultivirt wurden. Sie beginnt auf einer Anhöhe etwa eine Meile östlich von der Stadt, ist zuerst niedrig, nimmt jedoch an Höhe bis zu fünfzig Fuß zu, je nachdem das Terrain sich allmählig senkt. Die Hogen von maurischer Construction würden von einer außerordentlichen Wirkung seyn, hätte man nicht viele davon zugemauert oder ausgefällt, vielleicht weil man glaubte, dem Werke dadurch eine größere Festigkeit zu geben.

Die Straße, durch welche wir nach Sale gelangten, führte an einem Steinbruch vorüber, dessen Seiten senkrecht und glatt wie die einer Cisterne waren; dann passirten wir viele Obstdärten und erreichten endlich die ziemlich verfallenen Stadtmauern. Viele Störche und andere wilde Vögel hatten auf ihnen ihre Nester; sie wußten, daß sie von Niemand gestört würden.

Die Stadt Sale, den Römern unter dem Namen Sala bekannt, wird von den Mauren Burghaba oder die Waldige genannt, und zwar des vielen Gestrüppes halber, womit sie umgeben ist. Es ist ein großer, gut bevölkerter, handeltreibender und stark befestigter Ort, der früher als ein Piratenstübchen berühmt war. Er liegt in der Provinz Beni Hassan, am rechten Ufer des Buregreh, und zwar dicht an seinem Zusammenflusse mit dem Biaron. Ihm gegenüber — am linken Ufer — liegt Rabatt, kaum weniger berühmt als Piratenstübchen, wenn auch nicht so sehr, wie Defoe sagt. Während die Seeräuber hier ihr Wesen trieben, waren diese Städte vollkommen unabhängig; als der Sultan Sidi Muhammed — vielleicht auf ihre Schätze begierig — sie jedoch unterworfen hatte, fanden sie ferner keinen Geschmack am Handwerk, da sie nun nicht mehr auf ihre eigene Rechnung rauben durften. Die Natur selbst kam ihnen auch hierin zu Hülfe, indem sie die Mündung des Flusses durch eine breite Sandbarre sperrte, so daß jetzt keine große Schiffe mehr einlaufen können. Bei hoher Fluth beträgt die Wassertiefe auf der Barre nicht mehr als zwölf Fuß, während der Ebbe aber gar nur sechs Fuß.

Den Charakter der Seeräuber von Sale kann man kaum mit zu schwarzen Farben schildern; sie respektirten keine Flagge und griffen jegliche Nation an. Die Schiffsmannschaft wurde entweder auf der Stelle niedergemetzelt oder in ewige Sklaverei geführt. Jetzt sehen sie äußerst sanftmüthig aus; ihr Fanatismus gegen die Christen zeigt sich jedoch noch darin, daß diesen nicht gestattet ist, unter ihnen zu wohnen; — auch die Juden werden nicht in den Mauern der Stadt geduldet. Die ganze Bevölkerung ist Maurisch oder Arabisch und übersteigt nicht die Anzahl von 23,000 Seelen.

Rabatt am entgegengesetzten Ufer macht sich ganz vortrefflich. Es nimmt die nördlichen und westlichen Abhänge eines spizen Berges ein und krönt diesen mit großen malerischen Gebäuden aus gehauenen Steinen. Es sind hauptsächlich das feste Schloß und das öffentliche Gefängniß, die in der Zeit der Unabhängigkeit errichtet wurden, als die Piraten einen sicheren Verwahrungsort für die gefangenen Christen nöthig hatten.

Gerade auf dem Gipfel des Berges erhebt sich ein viereckiger Thurm, der die allgemeine Bewunderung der Fremden erregt und für das schönste Muster maurischer Baukunst gilt. Auf einer

Höhe von fünfzig Fuß an der dem Fluß zugekehrten Seite befinden sich drei schmale Fenster dicht neben einander, — fünfzig Fuß höher abermals; außer diesen ist die große Mauerfläche durch nichts unterbrochen. Auf dem Fluße bewegen sich fortwährend viele kleine Bote von einer Stadt zur anderen; und da die Führer dieser Fahrzeuge manches Spanische Wort auf ihren Streifzügen aufgespielt haben, welches sie nun gegen jeden Fremden anzuwenden suchen, so glaubt man sich plötzlich wieder nach Don Quixote's Vaterland versetzt.

Da wir beabsichtigten, einen kleinen Halt in Rabatt zu machen, so hatten wir uns Briefe an den dortigen Gouverneur verschafft. Nachdem wir sie ihm übersendet, stellte sich alsbald ein Offizier ein, der den Befehl hatte, uns nach der Wohnung zu führen, welche der Gouverneur für uns bestimmt hatte. Der Offizier war ein schlanker Mann von einem sehr gebieterischen Aussehen; er hieß uns recht herzlich willkommen und zeigte uns dann den Weg durch eine Menge Neugieriger, die sich versammelt hatten, um die Europäischen Gäste ihres Gouverneurs zu betrachten. In dem sehr neuen Hause angelangt, sagte er, es stehe so lange zu unserer Disposition, als es uns hier zu verweilen gefallen werde. Wir drückten unseren Dank aus und glaubten, als er uns verließ, wir hätten nur für unsere Beköstigung selbst zu sorgen. Wir gaben daher unserem Koch die nöthigen Befehle und gingen in den Hof, um uns in dem neuen Quartier etwas umzusehen.

Das Haus bestand aus mehreren Reihen von Zimmern, die wie gewöhnlich einen viereckigen Hof umschlossen. Eine Fontaine in der Mitte desselben kühlte die Luft, und viele blühende Stauden-Gewächse erfüllten sie mit den angenehmsten Wohlgerüchen. Keine Matten und weiche Teppiche bedeckten den Fußboden der Zimmer, und die Decken prangten mit Verzierungen aus buntem und vergoldetem Holz.

Während wir unsere Augen an diesen Herrlichkeiten weideten, vernahmen wir ein lautes Klopfen: als geöffnet wurde, trat unser Freund, der Offizier, an der Spitze eines langen Zuges von schwarzen Sklaven ein, von denen jeder eine Speise in einem bedeckten Gefäß auf dem Kopf trug. Der Gouverneur schickte uns ein Mittagbrod und ließ uns abermals in seiner Stadt willkommen heißen. Hierauf wurden die Gefäße mit den Speisen niedergelegt und die nöthigen Teller daneben, worauf sich der Offizier mit den schwarzen Sklaven wieder entfernte, und zwar so schnell, daß wir kaum Zeit hatten, dem Gouverneur für diese fürstliche Gastfreundschaft unseren Dank ausdrücken zu lassen. Ich wünschte, wir hätten nur die Hälfte der Namen von den Speisen gemerkt, deren nähere Bekanntschaft zu machen wir uns jetzt beeciten. Vielleicht mochte der Hunger mit dabei im Spiel seyn, aber es schien uns, als hätten wir bisher nie Speisen von einem so vorreflichen Geschmack über unsere Lippen gebracht. Fisch, Fleisch, Reispeisen aller Art und Früchte in Ueberfluß wurden nach einander durchgefostet und dann das Wohlgeschmeckteste in aller Ruhe verzehrt.

Nachdem man uns eine gehörige Zeit zum Essen und Verdauen gestattet, erschien ein neuer Zug von Sklaven und brachte uns Thee, Kaffee, Eier, Milch und Alles, was sich der ausgedehntesten Feinschmecker nur für den Abend hätte wünschen können. Dabei fand sich von diesen Lebensmitteln eine solche Menge vor, daß noch viel übrig geblieben wäre, auch wenn wir unsere Personenzahl verdoppelt hätten. Hierauf überließen sie uns dem Genuß und der ungestörtesten Ruhe. Ich muß gestehen, daß ich sehr fürchtete, hier möchte irgend ein Irrthum obwalten, der uns, wenn er sich aufklärte, vielleicht einige Unannehmlichkeiten verursachen dürfte. Es schien mir nicht wahrscheinlich, daß man mit zwei bis drei armen Reisenden ohne Namen, ohne Rang, ohne Bedeutung so viel Umstände machen könnte; da es jedoch einmal nicht anders war, so fand ich mich darein und schloß wie ein Sultan.

Am folgenden Tage versetzte uns eine Wiederholung dieser Beweise der Gastfreundschaft in die beste Laune. Dabei ließ uns der Gouverneur sagen, es werde ihm sehr angenehm seyn, uns bei sich zu empfangen; doch habe die Sache nicht die geringste Eile, jeder Tag sey ihm dazu gleich, und wir hätten einen solchen ganz nach unserer Bequemlichkeit anzuberaumen. Hierauf baten wir um die Erlaubniß, am Morgen des nächsten Tages unsere Aufwartung machen zu dürfen, was er gestattete. Bis dahin ertheilte er uns die Freiheit, in der Stadt Alles zu sehen, was nur irgend in unserem Belieben stand.

Dies war uns äußerst angenehm, und wir begannen sogleich unsere Wanderungen durch die Stadt. Zuerst besuchten wir die Festungswälle, die wir für die angenehmste Promenade in der Welt erklären mußten; besonders schön waren die Wälle auf den einzelnen Höhen, von denen aus man die ganze Stadt und das Land bis zur Küste hin überschaute. Bei der Anlegung der Festungswerke ist man mit vieler Sorgfalt verfahren; die Gräben sind breit und tief, die Wälle hoch, die Mauern stark und von vielen Thürmen flankirt. Da sich die Bevölkerung der Stadt auf 27,000 Seelen beläuft, so wird man leicht begreifen, daß sie zahlreiche Moscheen besitzt. Sind auch die Minarets derselben nicht so hoch wie die, welche wir in anderen Städten getroffen hatten, so machten sie sich doch äußerst materiell, da sie fast alle mit schlanken Palmenbäumen umgeben waren.

Das Beste von Rabatt liegt jedoch außerhalb der Mauern, ich meine seine Gärten. Sie sind ausgedehnt, in der schönsten Ordnung und mit Obst-Bäumen aller Art angefüllt, die sich ganz herrlich machen, da sie eben in der Blüthe standen. Alle Hügel

in der Nähe sind mit wohlriechendem Gesträuch, als Myrthe und Arbutus, so wie mit wilden Blumen bedeckt, die große Bienenschwärme nähren, welche die Palmwälder mit ihrem Gesumm anfüllen. Unser Führer zeigte uns in der Ferne das alte Schloß von Shallah, welches die Gräber der Königlichen Familie der Beni Merini enthält und daher als ein unverletzliches Heiligthum betrachtet wird. Weder Christen noch Juden ist gestattet, dies Gebäude zu betreten; unser Führer versicherte indeß, der Gouverneur werde diesmal bestimmt eine Ausnahme machen, wenn wir die Erlaubniß dazu nachsuchen wollten. Wir küßten uns jedoch nicht veranlaßt, seine Güte noch mehr in Anspruch zu nehmen. Die Meinungen der Alterthumsforscher in Bezug auf dieses Gebäude sind getheilt; einige halten es für ein Werk der Römer, andere schreiben es sogar den Karthaginensern zu, deren Citadelle es in diesen Gegenden gewesen seyn soll.

Nachdem wir unsere Neugierde in Bezug auf die Stadt einigermaßen befriedigt, besuchten wir zunächst die Gärten des Sultans, die ganz denen von Tetuan gleichen. Da Schatten in diesen heißen Himmelsstrichen die Hauptsache ist, so sind die Gärten Anlagen hier fast nichts als eine Aneinanderreihung von lauter kleinen Lustwäldchen. Hin und wieder sieht man jedoch Fontainen auf kleinen Rasenplätzen. Der Sultan besißt an diesem entlegenen Ort einen kleinen Palast, und am Ende eines Granatenwäldchens befindet sich ein schöner Kiosk mit einem Dach, wie man es auf den Schweizer-Hütten trifft. Sein Fußboden ist mit bunten Fliesen ausgelegt, in der Mitte springt eine Fontaine, und die Wände sind mit bunten Arabesken verziert.

Den heutigen Abend brachten wir in unserer Wohnung mit Vorbereitungen für die Audienz zu. Ich gestehe, daß ich nie so bemüht war, einen günstigen Eindruck hervorzubringen, als bei dieser Gelegenheit. Der Gouverneur hatte uns so äußerst fürstlich aufgenommen; wir wünschten, ihm unseren Dank auf irgend eine Weise an den Tag zu legen. Um sieben Uhr des Morgens erschien ein Offizier, um uns zu melden, daß Se. Erzellenz uns erwarte. Der Mann war in der Wahl seiner Stunden so sonderbar wie in der Gastlichkeit unübertrefflich. Wir standen schon bereit und traten auf der Stelle unseren Weg an, da wir nicht Lust hatten, ihn auf uns warten zu lassen. Sein Palast war ein großes, massenhaftes Gebäude mit geräumigen Zimmern und sonderbaren Fenstern; doch sprach nichts in demselben von großem Reichthum. Alles war neu oder vielmehr elegant und deutete auf den Geschmack und die philosophische Mäßigung des Besitzers. Nachdem wir mehrere mit Teppichen belegte Gänge und Hallen passiert, betraten wir den Audienzsaal, ein prächtiges Gemach, an dessen Ende wir den Gouverneur mit zweien seiner Söhne auf einem Divan sitzen sahen. Die jungen Männer kamen uns einige Schritte entgegen, der Vater selbst erhob sich, um uns zu empfangen. Er reichte uns mit großer Freundlichkeit die Hand und ließ uns die Plätze einnehmen, welche seine Söhne so eben verlassen hatten. Jetzt entdeckte ich auf seinem Gesicht die Ursache der großartigen Gastlichkeit, mit welcher er uns bewirthet ließ: nämlich eine angeborene Güte, die sich in allen seinen Zügen ausdrückte. Der Gouverneur war ein ehrwürdiger Greis von mehr als siebenzig Jahren; ein langer, weißer Bart, der jedoch die schöne Form des Kinns nicht verhällte, stieß ihm bis auf den Gürtel; nie habe ich einen Mann gesehen, der auf den ersten Blick so viel Achtung und Liebe einflößte. Er wurde geliebt, trotz dem er die Befehle eines tyrannischen Oberherrn ausführte, und zwar in einem Grade, daß er nie in seinem Leben eine Wache vor seinem Palast nöthig gehabt; er hätte bei offenen Thüren schlafen können.

In dem Hause eines solchen Mannes konnte wohl nicht viel von Ceremonien die Rede seyn. Er sprach von England. Er sagte, er habe sehr viel von der Tapferkeit der Engländer gehört, und er glaube auch daran, weshalb er jede Gelegenheit benutze, dieser Nation seine Achtung zu beweisen. Als wir ihm ein Geschenk überreichen, sagte er, „wir hätten unrecht gethan, ihm aus so weiter Ferne ein Geschenk mitzubringen; eigentlich müßte er uns beschenken; wir hätten nicht nöthig, ihm seine Gastlichkeit zu bezahlen.“

Während wir mit ihm redeten, wurde Thee in silbernen Gefäßen aufgetragen. Ein schöner junger Negerflave übernahm es, die Honneurs des Theetisches zu machen, und zeigte viel Anstand und Geschick dabei. Nachdem wir so lange verweilt hatten, wie wir es für passend hielten, verließen wir den ehrwürdigen Patriarchen mit dem Versprechen, nach unserer Rückkehr aus der Hauptstadt einige Tage bei ihm zuzubringen; er wollte uns für diese Zeit in seinem eigenen Palast beherbergen. Dies thaten wir später und fanden seine Gastlichkeit eher vermehrt als vermindert.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise fort; unsere Maulthiere waren mit trefflichen Vorräthen beladen, die uns der gütige Gouverneur noch kurz vor unserer Abreise hatte überreichen lassen. Der Weg führte an der Seeküste hin, die Gegend war einsörmig, indeß durch viele Beduinentalger belebt. Gewöhnlich hat man anderthalb Tage nöthig, um von Rabatt aus die Stadt Mensoreea zu erreichen; da wir jedoch sehr früh am Tage aufgebrochen waren und schnelle Maulthiere hatten, so sahen wir die Mauern dieses Ortes noch vor Untergang der Sonne. Diese sind äußerst hoch und fest, und die schlanken Minarets, die Ruinen eines Schlosses und die vielen Thürme der Wälle geben der Stadt ein höchst malerisches Ansehen.

(Schluß folgt.)

England.

Eine Schulrede Walter Scott's.

Im Jahre 1824 ward zu Edinburg eine neue höhere Unterrichts-Anstalt für klassische Literatur durch einen Verein von Privatpersonen gebildet. Walter Scott hatte dabei große Thätigkeit bewiesen, es auch durch seinen Einfluß dahin gebracht, daß der bisherige Erzieher seines Sohnes Charles, Herr Williams, Vikar zu Lampeter, zum Rektor der Anstalt erwählt wurde. Als nun die Eröffnung derselben am 1. Oktober des genannten Jahres stattfand, ließ sich Walter Scott willig finden, bei dieser Gelegenheit selbst einen Vortrag über Unterricht und Erziehung zu halten, der jetzt zuerst in Lockhart's Memoiren*) gedruckt ist. Wir theilen aus demselben Einiges mit, da es gewiß nicht uninteressant seyn dürfte, den berühmten Schriftsteller auch von dieser Seite kennen zu lernen.

Er begann mit allgemeinen Ansichten über höhere und niedere Schulen und ging dann zu der Verschiedenheit des neuen Instituts und der übrigen gelehrten Schulen in den drei Königreichen über. „Durch die Begründung dieser neuen Institution“, sagte er, „verlieren die Schüler einige von den Vortheilen der alten und ehrwürdigen Nationalerziehung. Sie werden dereinst nicht die Hand auf das Haupt ihrer Kinder legen können und sagen, das ist dieselbe Hand, auf der ich einst geessen habe, das ist dieselbe Stimme, der ich meine Unterweisung verdanke. Um so mehr mußten wir darauf bedacht seyn, der neuen Institution Vortheile zu schaffen, welche jene Nachteile aufwiegen können. Wenn sie nun auch nicht die ehrwürdigen Gothischen Tempelhallen besitzt, nicht die wunden Kreuzgänge und die gethürmten Mauern jener alten Gebäude, die für wissenschaftliche Studien so günstig sind, so ist sie dafür auch frei von den Vorurtheilen, welche solchen Erziehungs-Anstalten eigenthümlich sind, frei von den reich geziertern Fenstern, die oft das Licht nicht in jene Mauern eindringen lassen. Andere wieder möchten sich durch die Neuheit der Sache gewinnen lassen. Aber die Aufmerksamkeit der Vorsteher hat sich ganz besonders auf die Thatsache hingewendet, daß Schottland, obgleich es im Ganzen das am besten unterrichtete Land in Europa ist, doch in der letzten Zeit nur wenige Leute hervorgebracht hat, die sich in der Kenntniß der klassischen Literatur auszeichneten. Man kennt ja das Wort Johnson's, daß Schottland hinsichtlich der gelehrten Bildung einer belagerten Stadt gleiche, wo Jedermann wohl einen Mundvoll (mouthful) hat, aber Niemand zur Genüge satt ist (bellyful). Dagegen ließe sich nun wohl sagen, daß es immer besser sey, wenn Erziehung und wissenschaftliche Bildung unter Viele, wenn auch schon in geringerem Grade, vertheilt sey, als wenn sie nur den Schmuck eines Gastmahls ausmache, zu dem sich einige besonders Begünstigte niederfesten, während die große Menge Hunger leiden müßte. Indessen kann man nicht leugnen, daß in Johnson's Worten etwas Wahres liegt. Deshalb haben die Vorsteher es sich auch angelegen seyn lassen, diesen Vorwurf zu beseitigen, und alle Vorkehrungen getroffen, die nur immer in ihrer Macht standen. Es mußten daher einige Zusätze zu dem Studienplane unserer Hochschulen gemacht werden, aber auf keine Weise aus bloßer Lust am Wechsel oder aus bloßer Liebe zu Neuerungen. Man hat zuvörderst beschlossen, eine besondere Stiftung für die gründliche Kenntniß der Lateinischen Sprache durch das genaueste und sorgfältigste Studium derselben zu machen. Hiermit ist man willens, das Studium der Griechischen Sprache zu verbinden, dasselbe früher anzufangen und in einer größeren Ausdehnung zu betreiben, als es bisher in Schottland der Fall gewesen ist. Es war ja die Sprache der Väter der Geschichte und zugleich die eines Volkes, dessen kriegerische Vollkommenheiten und großartige Tugenden die schönste Zierde ihrer Jahrbücher geworden sind. Ueberdies war die Erlernung dieser an Schönheiten so reichen Sprache zu keiner Zeit so anziehend, als in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo das Volk, das sie noch jetzt redet, mit kühnem Muth aufgestanden ist, um sich selbst von Sklaverei und Despotismus zu befreien und den ihm gebührenden Rang unter den freien Völkern Europa's einzunehmen. Ferner sollte der Unterricht sich auf Schreiben und Rechnen erstrecken, und die Vorsteher haben auch eine Klasse für den mathematischen Unterricht gegründet, von welcher sie sich große Vortheile für ihre Zöglinge versprechen. Endlich haben sie die Englische Sprache und Literatur gleichfalls in den Kreis ihrer Unterrichts-Gegenstände aufgenommen, was bisher noch in keiner ähnlichen Anstalt der Fall gewesen ist. Denn es ist mit allem Recht gerügt worden, daß durch das Studium der Klassiker nicht selten unsere eigene Muttersprache gelitten hat, und daß sogar einzelne Schüler sich im Lateinischen besser auszudrücken vermögen, als im Englischen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, ist ein Lehrer angestellt worden, dessen besonderes Geschäft es ist, den Schülern Unterricht in der Englischen Sprache und Stylstil zu ertheilen und damit die Unterweisung in der vaterländischen Geschichte zu verbinden. Sein Amt wird es seyn, daß unsere Jugend die Helden und Staatsmänner des Vaterlandes eben so gut kennen lerne, als die Grie-

chenlands und Roms, daß sie die Geschichten von Wallace und Bruce eben so wohl wisse, als die von Cäsar und Themistokles, und daß sie über der Erinnerung an die Schlachten von Plataea und Marathon nicht die Schlachtfelder von Flodden und Bannockburn vergesse.“ Außerdem ist die Einrichtung getroffen, daß die Lehrer jeden Morgen ihre Lectionen mit Gebet eröffnen, und daß an jedem Montag früh, vor dem Anfange der wöchentlichen Arbeiten, von einem Schüler ein Abschnitt aus der heiligen Schrift vorgelesen wird.“

Am Schlusse dieses Vortrages richtete Walter Scott noch einige Worte an seine um ihn versammelten jungen Freunde. Er setzte ihnen aus einander, daß das Publikum nicht leicht habe einen größeren Beweis des Zutrauens, welches es in die Aufseher des Instituts setze, geben können, als indem es ihrer Leitung die jungen Söhne anvertraut, welche eine Römische Mutter ihre besten Kleinodien genannt hätte und für deren künftiges Wohl und Glück jetzt mehr als ein Vater- und Mutterherz ängstlich klopfte. Er ermahnte sie, sich mit voller Anstrengung aller ihrer Kräfte den Wissenschaften zu widmen, da sonst der beste Unterricht fruchtlos seyn würde. Die von ihnen, welche dereinst für einen der gelehrten Stände bestimmt wären, forderte er auf, sich zu erinnern, daß ein Arzt ohne Gelehrsamkeit nichts Besseres sey, als ein bloßer Quacksalber, ein Richter oder Advokat ohne gründliches Wissen nur ein erbärmlicher Jungendrescher, und daß ein Geistlicher ohne wissenschaftliche Bildung einem Soldaten gleiche, der kein Schwert habe und sich also ohne alle Mittel befände, das Ansehen seines göttlichen Herrn und Meisters zu verfechten. Nächst einem fleckenlosen Gewissen vor Gott und den Menschen müsse die Ausbildung des Geistes ihr größter Schatz und ihr bestes Erbtheil seyn, denn dies allein könne ihnen den Vorzug vor den Thieren geben. Was ihn selbst (den Redner) anbetraf, so habe er das Vertrauen, daß seine Worte, so arm und schwach sie immer wären, Eingang in ihre Herzen finden und in ihrem Gedächtniß fest bleiben würden, auch wenn sie den Sprecher selbst schon längst vergessen hätten. Er hoffe, sie würden gedenken der Worte, welche ihr ehrwürdiger Freund (der Geistliche Moncreiff Welwood) so eben zu ihnen gesprochen und wie er, der nicht jung an Jahren und nicht leer an Erfahrungen ist, den göttlichen Segen auf die Werke ihrer Hände herabgerufen habe, damit sie einst, wenn sie selbst Männer geworden wären, zu ihren Kindern sagen könnten: „Dies hat man uns einst gelehrt, und dies lehren wir euch wieder. Folget diesen Worten, und ihr werdet in Ehre und Auszeichnung leben.“

Mannigfaltiges.

— Deutschland, vom Auslande dargestellt. Herr Dr. Bisset Hawkins ist der Verfasser eines so eben in England erschienenen encyclopädischen Werkes über Deutschland. Der vollständige Titel dieses Buches ist: „Deutschland; der Geist seiner Geschichte und Literatur, seines gefelligen Zustandes und seiner National-Oekonomie.“*) Immer mehr schwindet die Unkenntniß unseres Vaterlandes, die wir Engländern und Franzosen lange Zeit zum Vorwurfe machen konnten, und in dem gegenwärtigen Buche ist den Ersteren vollends ein Mittel an die Hand gegeben, sich über alle Zustände Deutschlands zu belehren — über Zustände, die, ihrer Mannigfaltigkeit und Widersprüche wegen, allerdings nicht so leicht aufzufassen sind, als sich etwa Italien in seiner religiösen, Frankreich in seiner politischen und Großbritannien in seiner industriellen Einheit darstellen. Herrn Bisset Hawkins's „Deutschland“ zerfällt in zwei Hauptabschnitte: erstlich in Deutschland als ein Ganzes, und zweitens in dessen einzelne Theile. In dem ersteren wird eine Uebersicht der Deutschen Geschichte von der frühesten Zeit bis zur Gegenwart gegeben; ferner eine allgemeine Darstellung des Landes und Klimas, der Bevölkerung und Sprache, der Wissenschaft und Poesie, des Ackerbaus und Handels, der Künste und Gewerbe, des Erziehungs- und Gefängnißwesens, der Bäder und Mineralbrunnen u. s. w. Im zweiten Theile lernen wir die verschiedenen Staaten und Regierungen des Deutschen Bundes kennen, von Oesterreich an bis zum Fürstenthume Lichtenstein. Daß hier nicht immer Alles richtig aufgefaßt und genau angegeben ist, darf wohl kaum befremden. Hat doch selbst ein Deutscher Gelehrter, ein Geograph, der als solcher viel genannt wird, in einem Handbuche über Deutschland und seine Bewohner viele gar merkwürdige Schnitzer sich zu Schulden kommen lassen. Darum wollen wir mit dem Ausländer, der es gut gemeint, nicht zu streng rechten!

*) Treffliche Worte Scott's, die auch auf Deutsche Gymnasial-Zustände angewendet werden können. Denn ziemlich um dieselbe Zeit, als Scott dies sprach, schrieb der Kanzler Niemeyer: „Das Geschlecht unserer Tage weiß immer weniger von der Geschichte der nächsten Vorzeit und seines eigenen Stammes.“ (Beobachtungen auf Reisen, I. 46.) Und die Klage muß leider! auch noch jetzt erhoben werden, da das Studium der Geschichte auf Gymnasien nur zu oft vernachlässigt und auf den Universitäten sehr gewöhnlich den sogenannten Brod-Kollegien nachgesetzt wird.

**) Germany; the spirit of her history, literature, social condition, and national economy. By Bisset Hawkins, M. D.

*) Vol. III. p. 214—218.